





Wolfram Pyta

# HINDENBURG

Herrschaft zwischen  
Hohenzollern und Hitler

Pantheon



Mix  
Produktgruppe aus vorbildlich  
bewirtschafteten Wäldern und  
anderen kontrollierten Herkünften  
Zert.-Nr. SGS-COC-1940  
[www.fsc.org](http://www.fsc.org)  
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC-zertifizierte  
Papier EOS liefert Salzer, St. Pölten.

Der Pantheon Verlag ist ein Unternehmen der Verlagsgruppe  
Random House GmbH.

Erste Auflage  
März 2009

Copyright © 2007 by Siedler Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Umschlaggestaltung: Jorge Schmidt, München  
Lektorat und Satz: Ditta Ahmadi, Berlin  
Reproduktionen: Mega-Satz-Service, Berlin  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in Germany 2009  
ISBN 978-3-570-55079-3

[www.pantheon-verlag.de](http://www.pantheon-verlag.de)

# Inhalt

Vorwort	9
KAPITEL 1	
Eine mehr als respektable Offizierskarriere	13
KAPITEL 2	
Märchenhafter Aufstieg eines Pensionärs	41
EXKURS 1	
Bedingungen symbolischer Politik	57
KAPITEL 3	
Die deutsche Nation auf der Suche nach symbolischer Repräsentation	69
KAPITEL 4	
Nur eine Durchgangsstation: der Kriegsheld	91
KAPITEL 5	
Die mediale Selbstinszenierung Hindenburgs	115
KAPITEL 6	
Erste politische Gehversuche	155
KAPITEL 7	
Abschiebung nach Kowno	177
KAPITEL 8	
Der Durchbruch: Ernennung zum Chef der OHL	205
KAPITEL 9	
Labiles Zweckbündnis: Hindenburg und Bethmann Hollweg	227
KAPITEL 10	
Hindenburg als politischer Herrscher	244

EXKURS 2	
Hindenburg als charismatischer Herrscher	285
KAPITEL 11	
Hoheit in Personalentscheidungen	295
KAPITEL 12	
Enttäuschte Hoffnungen und gefährdeter Ruhm	325
KAPITEL 13	
Trauma und Chance: die Abdankung des Kaisers	361
KAPITEL 14	
Symbolische Brücke des Übergangs in die Republik	381
KAPITEL 15	
Hindenburg locutus, causa finita!	411
KAPITEL 16	
Anwartschaft auf das höchste Staatsamt	441
KAPITEL 17	
Wahl zum Reichspräsidenten	461
KAPITEL 18	
Weichenstellung im neuen Amt	479
KAPITEL 19	
Ausloten von Möglichkeiten und Grenzen der Präsidentschaft	489
KAPITEL 20	
Sicherung historischer Anrechte auf die Feldherrnschaft	521
KAPITEL 21	
Im Zenit des Ansehens	541
KAPITEL 22	
Der Übergang zum präsidentialen Regieren	555
KAPITEL 23	
Hindenburg und die Regierung Brüning bis zum Sommer 1931	577
KAPITEL 24	
Rückzug auf Raten	595
KAPITEL 25	
Fehlschläge bei der Kür eines Nachfolgers	613

KAPITEL 26	
Moderator des Übergangs	629
KAPITEL 27	
Zwischenlösung: erneute Präsidentschaftskandidatur	645
KAPITEL 28	
Hitler gegen Hindenburg	671
KAPITEL 29	
Erste Etappe: die Entlassung Brünings	685
KAPITEL 30	
Verlegenheitslösung: die Berufung Papens	701
KAPITEL 31	
Präsidialregierung auf Konfrontationskurs	723
KAPITEL 32	
Auf dem Weg zu Hitlers Kanzlerschaft	743
KAPITEL 33	
Das Intermezzo des Generals Schleicher	769
KAPITEL 34	
Die Logik des 30. Januar 1933	791
KAPITEL 35	
Nationale Aufbruchstimmung	807
KAPITEL 36	
Rückkehr zu den Ursprüngen	831
KAPITEL 37	
Hindenburgs politisches Testament	855
Dank	873
ANHANG	
Anmerkungen	876
Quellen	1062
Literatur	1066
Personenregister	1104
Bildnachweis	1117



## Vorwort

Neue Erkenntnisse verdankt die Geschichtswissenschaft im Regelfall zwei Umständen: Der Zugriff auf bislang unerschlossene Dokumente bereichert den Wissensstand, und neue Fragestellungen lassen bereits bekannte Quellenbestände in neuem Licht erscheinen. Mit dem vorliegenden Werk ist die Hoffnung verbunden, daß durch die Kombination bislang der Forschung nicht zur Verfügung stehender Zeugnisse mit einer kreativen Erschließung des Gegenstandes dem Leser neue, zum Teil sogar überraschende Einsichten vermittelt werden.

Dies gilt vor allem für die Person Hindenburg. Der Leser wird neue Facetten des Privatmanns Hindenburg kennenlernen; er wird aber nicht zuletzt Hindenburg in seiner herrschaftlichen Eigenschaft begegnen. Die Konzentration auf die herrschaftliche Seite der Gestalt Hindenburg ist eine Folge von dessen maßgeblicher Beteiligung an zentralen politischen Weichenstellungen. Der 9. November 1918 – der Sturz der Monarchie und die anschließende Flucht Kaiser Wilhelms II. in die Niederlande – und der 30. Januar 1933 – ein im hohen Maße schicksalsträchtiges Datum nicht nur der deutschen Geschichte – bilden die beiden wichtigsten dieser historischen Zäsuren, an denen Hindenburg ein erheblicher Anteil zufiel. Es ist das Grundanliegen des vorliegenden Werkes, den Ursachen für das Verhalten Hindenburgs auf die Spur zu kommen. Dazu ist es erforderlich, dessen Herrschaft zu typologisieren und sein Auftreten als politischer Akteur in die kulturellen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einzubetten, die Hindenburg herrschaftliche Entfaltungsmöglichkeiten boten. In methodischer Hinsicht möchte die Studie somit Politik- und Kulturgeschichte fruchtbar verschränken und auf diese Weise einem vermeintlich »ausgeforschten« Sujet neue Facetten abgewinnen.

Erzählt wird die Geschichte einer geradezu atemberaubenden politischen Karriere, die sich über drei politische Systeme erstreckte: Kaiserreich, Weimarer Republik und »Drittes Reich«. Hindenburgs wahrlich ungewöhnlicher politischer Lebensweg vom verabschiedeten General zum Symbol nationaler Integration und schließlich zum Reichspräsidenten führt durch den turbulentesten Abschnitt der

jüngerer deutschen Geschichte, nämlich durch die Zeit vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs 1914 bis zur Etablierung der Herrschaft Hitlers 1933/34. Dabei handelt es sich um eine Phase voller offener Entscheidungssituationen, in denen die Geschichte, wenn andere Entscheidungen getroffen worden wären, einen ganz anderen Verlauf hätte nehmen können. Gerade dieser Umstand rückt Hindenburg in seiner herrscherlichen Eigenschaft in das Zentrum des Erkenntnisinteresses.

Die zentrale These des vorliegenden Werkes lautet: Hindenburg gelang es, unter außergewöhnlichen Umständen eine auf seine Person zugeschnittene Herrschaftsform zu etablieren; seine herrschaftlichen Ressourcen ergaben sich daraus, daß er in der Politischen Kultur tief verwurzelte Grundannahmen in seiner Person symbolisch faßbar machte. Als symbolpolitischer Akteur verdankte Hindenburg seine Herrschaft dabei im Kern einem Zuschreibungsakt durch weite Kreise der deutschen Gesellschaft. Bereits während des Ersten Weltkrieges konnte er dank seiner symbolischen Leistungsfähigkeit eine auf seine Person bezogene Herrschaft errichten, ohne hierfür durch ein politisches Amt legitimiert zu sein. Mit der Wahl zum Reichspräsidenten der Weimarer Republik im Jahr 1925 erlangte er zum ersten Mal in seinem Leben ein offizielles politisches Amt, in dem er sieben Jahre später bestätigt wurde. Damit verfügte er zusätzlich zu der seiner Person geschuldeten, als charismatisch zu bezeichnenden Autorität über ein zweites Herrschaftsfundament. Doch diese legale, sich aus den Befugnissen des Präsidentenamtes speisende Autorität griff die charismatischen Wurzeln seiner Herrschaft an. Das Agieren Hindenburgs in der Staatskrise von 1932/33, das in die Ernennung Hitlers zum Reichskanzler mündete, läßt sich aus diesem Spannungsverhältnis zwischen charismatischer und legaler Herrschaft erklären.

Von diesem systematischen Zugang aus werden die zentralen Entscheidungen Hindenburgs ausgeleuchtet und bis in ihre Verästelungen verfolgt. Der Autor hofft, durch diese Anlage auch neue Antworten auf die bohrende Frage geben zu können, warum der auf dem Höhepunkt seiner Amtsautorität stehende Reichspräsident Hindenburg am 30. Januar 1933 eine Art freiwillige Abdankung vollzog und die Regierungsmacht dem »Führer« der NSDAP anvertraute. Jeder neue Erklärungsansatz muß sich an den auffindbaren Dokumenten bewähren. Der Autor hat deshalb mehr als ein halbes Dutzend größerer Quellenbestände ausgewertet, die bislang nicht von der Forschung herangezogen wurden. Die Ausführungen zu methodischem Ansatz und leitenden Begriffen dieser Studie sind weitgehend in zwei Exkursen zusammengefaßt, damit der Erzählfluß nicht unterbrochen wird.

*Wolfram Pyta*

Stuttgart, im Juli 2007





*Die Familie von Hindenburg im Jahre 1866, stehend Paul von Hindenburg*

## KAPITEL 1

# Eine mehr als respektable Offizierskarriere

Paul von Hindenburg war schon fast 67 Jahre alt, als er ins Rampenlicht der Geschichte trat und aus dem preußisch-deutschen Offizier eine historische Figur wurde. Als man ihn nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs aus dem Ruhestand zurückholte, beförderte ihn nicht zuletzt der Zufall binnen kurzem an die Spitze der deutschen Truppen im Osten, wo er zum populärsten Deutschen aufstieg. Dieser wahrlich atemberaubende zunächst militärische und dann mehr und mehr politische Aufstieg Hindenburgs war nicht mehr zu erwarten gewesen. In seiner Berufslaufbahn deutete bis zum August 1914 nichts darauf hin, daß sein Name einstmals die Schlagzeilen beherrschen sollte. Infolgedessen sind die dokumentarischen Zeugnisse der 67 Jahre von 1847 bis zum August 1914 mehr als dürftig. Hindenburg führte bis dahin das unspektakuläre Leben eines preußisch-deutschen Militärs, der das Licht der Öffentlichkeit nicht suchte. Vor seiner militärischen Reaktivierung war er nur einem kleinen Kreis militärischer Insider bekannt; nach dem kometenhaften Aufstieg war jedoch ganz Deutschland begierig, mehr über den neuen Nationalhelden zu erfahren.

Die erste zuverlässige Biographie Hindenburgs erschien bereits 1915. Sie war das Werk seines literarisch ambitionierten elf Jahre jüngeren Bruders Bernhard und enthielt zahlreiche Dokumente und fotografische Zeugnisse.<sup>1</sup> Aufgrund ihres Materialreichtums ist diese Schrift auch heute noch unentbehrlich, wenn man die beruflichen und privaten Schritte Paul von Hindenburgs von 1847 bis 1914 verfolgen will. Auch das hier vorliegende Werk stützt sich auf diese Publikation, reichert sie aber um zum Teil bislang unbekannte Dokumente an. Allerdings geht es hier nicht darum, das Leben Paul von Hindenburgs bis zum August 1914 in erschöpfender Ausführlichkeit nachzuzeichnen, denn dafür reicht die magere Quellenlage nicht aus. Vielmehr sollen die vorliegenden Zeugnisse daraufhin befragt werden, ob sich aus ihnen eine militärische und politische Grundauffassung herauslesen läßt, die dem Generalfeldmarschall des Jahres 1914 und dem späteren Reichspräsidenten als verlässlicher Kompaß diene. Die Frage lautet also: Gab es grundlegende

Prägungen in Hindenburgs ersten 67 Jahren, die sein Leben als Feldmarschall und später als Reichspräsident bestimmt haben?

Betrachten wir zunächst die militärische Laufbahn Hindenburgs bis zur Übernahme eines Regiments im Jahre 1893. Bereits in diesen 36 Jahren hat der aufstrebende Offizier Grundauffassungen verinnerlicht, die sein militärisches Credo bestimmten und sich im Ersten Weltkrieg nachdrücklich bemerkbar machen sollten. Man wird Hindenburg nicht gerecht, wenn man ihn als reine Soldatennatur begreift, deren geistiger Horizont nicht über das preußische Exerzierreglement hinausreicht. Er selbst verstand sich als kriegswissenschaftlich ausgebildeter Militär, der die Schlachten gewissermaßen lesen konnte; und er fühlte sich den Nur-Soldaten, denen es an einer solchen fundierten Ausbildung fehlte, turmhoch überlegen. Schon in jungen Jahren zählte er zur militärischen Führungsreserve und konnte sich berechnete Hoffnungen auf eine beachtliche militärische Karriere ausrechnen.

Die Grundlagen für Hindenburgs Laufbahn wurden früh gelegt. Schon als Kind lernte er das militärische Leben kennen, und er hat sich wohl niemals etwas anderes gewünscht, als Offizier zu werden. Das Soldatische lernte er aus nächster Nähe durch seinen Vater Robert kennen, der sich ebenfalls dem Dienst im Waffenrock verschrieben hatte. Als Paul von Hindenburg am 2. Oktober 1847 in Posen das Licht der Welt erblickte, war sein Vater dort als Leutnant stationiert. Angesichts der Neigungen des Knaben war es nur konsequent, daß der junge Paul 1859 in eine Kadettenschule – im schlesischen Wahlstatt – eintrat. In diesen Einrichtungen verband man die schulische Ausbildung auf dem Niveau eines Realgymnasiums mit der Einübung militärischer Grundfertigkeiten. Paul von Hindenburg hat während der Kadettenzeit Pflichtbewußtsein und Ausdauer erkennen lassen, ohne im schulischen oder militärischen Unterricht durch herausragende Leistungen zu glänzen. Im April 1863 setzte er seine Ausbildung auf der Hauptkadettenanstalt in Berlin fort, wurde zwei Jahre später in die höchste Klasse, die Selektta, versetzt und erwarb damit das Anrecht, unmittelbar nach bestandenen Fähnrichsexamen in das Offizierskorps einzutreten. Das war der schnellste Weg zum Leutnant. Als Hindenburg im April 1866 in das gerade gebildete 3. Garderegiment zu Fuß als Leutnant aufgenommen wurde, hatte er sein erstes Ziel erreicht: Mit 18 1/2 Jahren war er in das prestigeträchtige preußische Offizierskorps aufgerückt. Nun standen ihm alle militärischen Aufstiegsmöglichkeiten offen.<sup>2</sup>

Für Hindenburgs persönlichen Reifeprozess spielten der Preußisch-Österreichische Krieg von 1866 und der Deutsch-Französische Krieg von 1870/71 eine entscheidende Rolle. Hier sammelte er praktische Kriegserfahrungen, was auch bedeutete, sein Leben aufs Spiel zu setzen – aus seiner Sicht eine Selbstverständ-

lichkeit für einen Berufssoldaten, der den Eid auf den preußischen König geschworen hatte. Vor Beginn der Kampfhandlungen auf dem böhmischen Kriegsschauplatz vertraute er seinen Eltern an: »So freue ich mich doch über diese bunt belebte Zukunft, für einen Soldaten ist ja der Krieg der Normalzustand und außerdem stehe ich in Gottes Hand. Falle ich, so ist es der ehrenvolle und schönste Tod, eine Verwundung muß ja auch nur zum Besten dienen, und kehre ich unverletzt zurück, um so schöner.«<sup>3</sup> Fast hätte er bei diesem Feldzug sein Leben hingegeben, als am 3. Juli 1866 in der entscheidenden Schlacht bei Königgrätz eine feindliche Kugel seinen Helm durchschlug, seinen Kopf aber nur streifte. Daß er um Haaresbreite dem Tod entronnen war, nahm er kaltblütig zur Kenntnis und erledigte seine Aufgabe ungerührt weiter.<sup>4</sup>

Als das preußische Gardekorps vier Jahre später im Deutsch-Französischen Krieg eingesetzt wurde, stand die nächste Bewährungsprobe für den jungen Leutnant bevor. Hindenburg hat in zwei ausschlaggebenden Gefechten an vorderster Front mitgefochten: am 18. August 1870 bei der Einnahme von St. Privat und zwei Wochen später bei der Schlacht von Sedan, die den französischen Kaiser Napoleon III. Freiheit und Thron kostete. Hindenburg verschloß dabei die Augen keineswegs vor den Schrecken des Krieges, denn er beklagte die »entsetzlichen Verluste« des Gardekorps in der Schlacht von St. Privat. Doch die ihm eigene Nüchternheit, die zu einem hervorstechenden Charakterzug werden sollte, ließ ihn auch im lautesten Schlachtengetümmel Gleichmut bewahren: »Ich begreife selbst nicht, wie ich bei der ganzen Aktion so kaltblütig bleiben konnte.«<sup>5</sup>

In dieser Zeit schälten sich die Konturen seiner politischen Grundanschauung heraus. Daß Hindenburg infolge seiner Sozialisation und seines Werdegangs königstreu sowie gut preußisch fühlte und dachte, bedarf keiner besonderen Begründung. Bedeutsam war hingegen der Umstand, daß er seit 1866 über den preußischen Tellerrand hinausblickte und sich sentimentale Regungen in bezug auf das alte Preußen versagte. Er zählte nicht zu den altpreußischen Konservativen, welche die unter preußischer Führung zustande gebrachte deutsche Einigung als Verlust der preußischen Eigenart empfanden. Das war wohl auch darauf zurückzuführen, daß er mit dem 3. Garderegiment nach dem siegreichen Feldzug gegen Österreich und dessen Verbündete für fast vier Jahre im ehemaligen Königreich Hannover stationiert war, das im Krieg von 1866 auf der Seite des geschlagenen Österreich gestanden, danach seine Unabhängigkeit verloren hatte und seitdem zu Preußen gehörte. Hindenburg fühlte sich in dem gerade erst annektierten Territorium sichtlich wohl. Daß der vermeintliche Altpreuße Hindenburg seinen Altersruhesitz ausgerechnet in Hannover nahm, spricht Bände. Er zeigte sich an Land und Leuten

interessiert und knüpfte zarte Bande zu einer jungen Dame aus einem streng welfischen Elternhaus. Das Werben des jungen Leutnants wurde erhört, und so verlobte er sich im Jahre 1870 mit Irmengard von Rappard. Doch das junge Glück wurde durch eine unheilbare Krankheit der Braut zerstört, die schon im April 1871 verstarb.<sup>6</sup> Dieser Tod ging Hindenburg sehr nahe. Zum Zeichen der Erinnerung an die jung Verstorbene gab er seinem ersten Kind aus der 1879 eingegangenen Ehe mit Gertrud von Sperling den Namen Irmengard.

Als Hindenburg 1870 zum zweiten Mal zu den Waffen gerufen wurde, kämpfte er nicht mehr allein für Preußen, sondern für das im Entstehen begriffene Deutsche Reich. Die Kontingente aus den anderen deutschen Staaten hieß er als »deutsche Brüder« willkommen.<sup>7</sup> Als am 18. Januar 1871 der preußische König im Spiegelsaal von Versailles inmitten der deutschen Fürsten und Militärs zum deutschen Kaiser ausgerufen wurde, war Paul von Hindenburg als Vertreter seines Regiments zugegen.<sup>8</sup> Er erlebte die Geburt des Reiches, das von da an den Fixpunkt seines politischen Denkens bildete, also aus nächster Nähe. Im Juni 1871 kehrte Hindenburg mit den siegreichen Truppen ins Reich zurück und nahm am 18. Juni 1871 an der Siegesparade in Berlin teil. Danach war er weitere zwei Jahre bei seinem Regiment in Hannover stationiert, ehe er einen für sein militärisches wie politisches Selbstverständnis entscheidenden Schritt tat: Er bewarb sich bei der Kriegsakademie in Berlin, bestand die Aufnahmeprüfung und drückte dort von Herbst 1873 an für drei Jahre noch einmal die Schulbank.

Die mit Bravour absolvierte Akademiezeit war seiner militärischen Karriere überaus zuträglich, weil er damit die Voraussetzung erwarb, in den militärischen Olymp – den mythenumwobenen preußischen Großen Generalstab – aufgenommen zu werden. Sein Abgangszeugnis wies die Gesamtnote »sehr gut« aus. Weiterhin wurde dort bemerkt: »Ein selbständiger schneidiger Charakter von großer Befähigung und sicherem militärischem Blick. Wird überall Vortreffliches leisten und eignet sich vorzugsweise für eine Kommandierung zum Generalstab.«<sup>9</sup>

Mit der Qualifikation für den Generalstab schlossen nur etwa dreißig Prozent der Absolventen die Kriegsakademie ab.<sup>10</sup> Den Kern der Ausbildung bildete die wissenschaftliche Veredelung des Kriegshandwerks zur Kriegskunst, wobei der Anspruch bestand, den Krieg mit wissenschaftlichen Methoden zu durchdringen, seine Geheimnisse zu entschlüsseln und militärische Erfolge kalkulierbar zu machen. Ein verwegener militärischer Draufgänger wie Blücher galt als Auslaufmodell. Zum Vorbild nahm man sich nun den legendären Generalstabschef Helmuth von Moltke, der den Krieg gegen Frankreich analytisch seziert und denkerisch in erfolgreiche Bahnen gelenkt hatte. Das organisatorische Herzstück stellte bei dieser

neuen Art der Kriegführung der Große Generalstab dar, der seinen Führungsnachwuchs an einer militärischen Hochschule ausbildete, eben der Kriegsakademie in Berlin. Hindenburg eiferte mit der für ihn typischen Sorgfalt so sehr seinem Vorbild Moltke nach – dem er auch in punkto Schweigsamkeit durchaus ähnelte –, daß seine Kameraden auf der Kriegsakademie ihn den »konzentrierten Moltke« nannten.<sup>11</sup>

Auf der Kriegsakademie spielte die Kriegstechnik eine wichtige Rolle bei der Ausbildung (Militärgeographie, Festungskrieg, Waffenlehre), aber auch den Naturwissenschaften und modernen Fremdsprachen (Französisch und Russisch) wurde breiter Raum im Lehrplan gewidmet, mithin das Militärfachliche mit allgemeiner Bildung verbunden.<sup>12</sup> Diese Verwissenschaftlichung des Militärischen barg erhebliche politische Konsequenzen in sich. Denn nun gewann das Militärische als ursprünglich vorbürgerliche Lebenswelt Anschluß an die bürgerlich ausgerichtete Lebensform, in welcher der Rekurs auf Wissenschaft zum Selbstverständnis zählte und die dem jungen Kaiserreich in kultureller Hinsicht den Stempel aufdrückte. In gewisser Weise marschierte das Militär mit an der Spitze einer kulturellen Entwicklung, die auf die Entzauberung der Welträtsel durch Wissenschaft setzte. Im Marschgepäck der militärischen Führungselite Preußens befand sich zudem das selbstverständliche Bekenntnis zur deutschen Nation, welches die emotionale Zuneigung zum alten Preußen zwar nicht verdrängte, aber doch überlagerte. Unter den Auspizien der Verwissenschaftlichung des Krieges kam es also zu einer eigentümlichen Verschmelzung von Militär und Nation,<sup>13</sup> die auch den jungen Offizier Hindenburg zutiefst prägte.

Hindenburgs Bekenntnis zur deutschen Nation war in hohem Maße durch historische Selbstvergewisserung untermauert – und auch in dieser Hinsicht bewegte er sich im Rahmen der bürgerlichen Vorstellung von der Nation. Die Nation als Bekenntnisgemeinschaft speist sich nicht zuletzt aus dem Rückgriff auf gemeinsame historische Wurzeln, die das Ergebnis einer gezielten Geschichtsdeutung sind. Eine solche Konstruktion von Kontinuität verleiht der Nation eine historische Dignität, die unerläßlich ist für die Legitimationsstiftung jedes Nationalstaates. Der Aufstieg der Geschichte als Wissenschaft in der Mitte des 19. Jahrhunderts in Deutschland war also aufs engste verflochten mit dem Wunsch des nationalprotestantischen Bürgertums, in der durch Bismarck vollzogenen Gründung des Deutschen Reiches die Erfüllung eines Auftrags der Geschichte zu sehen und dabei eine historische Mission Preußens – nämlich die deutsche Einheit zu vollenden – zu postulieren.<sup>14</sup>

Für Hindenburg war die Berufung auf Geschichte von entscheidendem Einfluß auf seine politische Selbstfindung. Er begnügte sich nicht mit der mageren

Kost, die ihm in Schule und Kadettenanstalt vorgesetzt wurde, wo der Geschichtsunterricht bei den Freiheitskriegen gegen Napoleon endete und die Zeit nach 1815 ausgespart wurde.<sup>15</sup> Zwar wahrte die Kriegsgeschichte den zeithistorischen Bezug, so daß Hindenburg bereits als Kadett eine eingehende militärhistorische Durchleuchtung des Krimkrieges (1853–1856) erhielt sowie des Österreichisch-Französischen Krieges in Oberitalien von 1859.<sup>16</sup> Seine Hinwendung zur Geschichte erfolgte indes nicht über die Kriegsgeschichte, obwohl er auf diesem Feld brillierte und über ein überaus profundes Wissen verfügte.<sup>17</sup> Hindenburg war kein bornierter Militär, der die geschichtliche Entwicklung auf die Abfolge von Schlachten reduzierte; vielmehr verstand er die Geschichte als einen Schauplatz, auf dem als primäre Akteure Staaten und Völker auftraten, die sich höheren Idealen verschrieben hatten.

Symptomatisch für Hindenburgs Annäherung an den geschichtlichen Stoff ist eine im Februar 1873 entstandene ausführliche Abhandlung,<sup>18</sup> die er für die Aufnahme in die Kriegsakademie verfaßte und die eine klassische historische Fragestellung aufgriff: Warum vermochte die Republik der Vereinigten Niederlande über 150 Jahre hinweg – vom 1559 beginnenden Abfall von Spanien bis zum Spanischen Erbfolgekrieg – trotz ihrer geringen territorialen Größe und der aus dem Rahmen fallenden republikanischen Verfassung die Stellung einer Großmacht zu erlangen und über einen längeren Zeitraum zu behaupten? Hindenburg eignete sich dafür im Selbststudium ein mehr als solides historisches Wissen an und zog die relevante historische Fachliteratur hinzu, unter anderem Abhandlungen der renommierten Historiker Heinrich Leo, August Heeren und Heinrich von Treitschke. Der noch nicht 27jährige Premier-Leutnant (das heißt Oberleutnant) Hindenburg zeigte sich dabei durchaus auf der Höhe der historischen Forschung, denn als Fazit seiner Abhandlung verwies er auf genuin politische Faktoren, die den exzeptionellen Aufstieg der Niederlande ermöglicht hatten: die innere Schwäche des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation und Englands; das Abseitsstehen von Rußland sowie insbesondere die genuine »politische Mission Hollands: die Vertretung des Protestantismus in einer Zeit, als andere es nicht konnten«.<sup>19</sup>

Hindenburg besaß den Ehrgeiz, in geschichtlichen Fragen den Dingen auf den Grund zu gehen, weshalb allgemeinhistorische und militärgeschichtliche Werke einen großen Teil seiner Lektüre ausmachten.<sup>20</sup> Abgesehen von Klio hatte ihn allerdings keine der Musen geküßt. Dem humanistischen Bildungsideal konnte er nichts abgewinnen, weil er an Latein und Griechisch allein die Elle des praktischen Nutzens anlegte. In der Privilegierung der alten Sprachen – dem Schlüssel zur klassischen Bildung – sah er die Förderung einer weltfremden Gelehrsamkeit, gegen

die sich sein praktischer Sinn noch im fortgeschrittenen Alter sperrte. Bei diesem Thema konnte er sogar – was selten vorkam – aus der Haut fahren und in heiligem Zorn gegen die vermeintliche Verschwendung kostbarer Schulzeit wettern, die mit dem fruchtlosen Memorieren griechischer Vokabeln und lateinischer Deklinationen vertan werde. Diese Aversion speiste sich auch aus leidvollen Erfahrungen, die er während seiner zweijährigen Gymnasialzeit 1857/58 im Evangelischen Gymnasium im schlesischen Glogau sowie in der Kadettenanstalt gemacht hatte.<sup>21</sup>

Zu schöngestiger Literatur fühlte Hindenburg sich ebenfalls nicht hingezogen. Sein Musikgeschmack war nicht verfeinert; nur Militärmusik sagte ihm zu.<sup>22</sup> Die Oper scheint er kaum besucht zu haben, und auch das Theater blieb ihm fremd. Das einzige Drama, das er sich häufiger auf der Bühne anschaute, stieß auf sein fachliches Interesse, denn es schildert das Soldatenleben während des Dreißigjährigen Krieges: Schillers »Wallenstein«. »Schiller, mit seinem Wallenstein, das ist etwas für mein altes Soldatenherz«,<sup>23</sup> pflegte er zu sagen. Der andere Dichterst Goethe fand dagegen wenig Wohlgefallen – nicht nur, weil er das Militärische nicht in Verse gegossen, sondern auch, weil er es in den Befreiungskriegen an nationaler Gesinnung habe fehlen lassen.<sup>24</sup> Auf Reisen, die Hindenburg insbesondere nach Eintritt in den Ruhestand häufiger unternahm, interessierte er sich weniger für die Kultur der Landschaft als für den militärischen Wert des Geländes.<sup>25</sup> Seine Bildung reichte nicht in die Tiefe und konzentrierte sich auf seine historischen und militärischen Steckpferde, was er auch freimütig einräumte.<sup>26</sup>

Über den geistigen Horizont eines altpreußischen Landjunkers schaute Hindenburg dennoch weit hinaus.<sup>27</sup> Er war nicht bildungshungrig im bildungsbürgerlichen Sinne, aber ihn dürstete nach wissenschaftlicher Durchdringung der ihn interessierenden Materie – und darin war er ein typisches Kind seiner wissenschaftsgläubigen Zeit. Dies schlug sich nicht nur im Besuch der Kriegsakademie nieder, sondern auch darin, daß er auf eigene Initiative in seiner Berliner Zeit Vorlesungen des prononciertesten Verfechters einer dezidiert nationalen Geschichtsschreibung hörte,<sup>28</sup> nämlich Heinrich von Treitschke. Es war kein Zufall, daß Hindenburg seine geschichtlichen Kenntnisse ausgerechnet bei dem Historiker vertiefen wollte, der Preußens historische Berufung in Deutschland aufgehen ließ und eine breite öffentliche Resonanz entfaltete.<sup>29</sup> Unter den Tausenden von Zuhörern, die in Treitschkes Vorlesungen kamen, saß auch der hoffnungsvolle Offizier Paul von Hindenburg.

Fleiß und Zähigkeit verhalfen Hindenburg zu einer beachtlichen militärischen Karriere. Der für den Dienst im Großen Generalstab für würdig Befundene brachte nach der bravourösen Beendigung der Kriegsakademie nur noch ein Jahr in sei-

nem alten Regiment zu und wurde schon im Mai 1877 zum Großen Generalstab kommandiert. Die nächsten acht Jahre diente er auf den üblichen Ausbildungsstellen, was unvermeidlich war, wollte man in die begehrten Generalsränge aufsteigen. Die Jahre 1878 bis 1881 verbrachte er als Hauptmann in Stettin auf seiner ersten Station, dem Generalkommando des II. Armeekorps. Er war der jüngste der dort eingesetzten Generalstabsoffiziere. Die nächste Stufe auf der Karriereleiter stellte der Dienst als Generalstabsoffizier bei einer Division dar, den er von 1881 bis 1884 bei der 1. Division in Königsberg absolvierte. Eine Division verfügte in Friedenszeiten nur über einen einzigen Generalstabsoffizier, so daß Hindenburg als wichtigster Berater des Divisionskommandeurs vor allen Dingen in taktisch-operativen Fragen auftrat. Auf diese Weise erwarb er die Fähigkeit, selbständig eine Kompanie zu führen. Es gehörte zu den Prinzipien der Verwendung militärischer Führer, daß diese nach der Tätigkeit im Generalstab zur Truppe zurückkehrten. Bei Hindenburg dauerte dieser Truppendienst allerdings nur das eine Jahr, in dem er – zum letzten Mal im Rang eines Hauptmanns – die Füsilierkompanie des 3. Posenschen Infanterieregiments in Fraustadt befehligte. Nach diesem Intermezzo kehrte er zum Großen Generalstab zurück und übernahm von 1885 an für wiederum acht Jahre verschiedene Posten im Zentrum der preußisch-deutschen Militärführung.<sup>30</sup> Daß er in Berlin an die Kriegsakademie zurückkehrte – diesmal allerdings nicht als Schüler, sondern als Lehrer für Taktik –, unterstreicht seine Neigung zur gründlichen kriegswissenschaftlichen Durchdringung der Materie. Hindenburg war kein Militär, der im Waffendienst bei der Truppe aufging; vielmehr fühlte er sich zu Tätigkeitsfeldern hingezogen, auf denen er seine militärische Bildung vertiefen konnte.<sup>31</sup>

In sein erstes Lehrjahr beim Stettiner Generalkommando fielen Ereignisse, die für ihn persönlich von großer Tragweite waren. Er fand dort seine Lebensgefährtin, Gertrud von Sperling, die 1860 geborene Tochter eines früh verstorbenen Generals. Hindenburg war in seiner Beziehung zum anderen Geschlecht genau so verlässlich und geordnet wie in seinem Beruf. Nach dem Tod seiner ersten Verlobten dauerte es fast acht Jahre, bis er sein Herz wieder verschenkte. Er erblickte die Auserwählte bei einem Kavalleriemanoöver im Herbst 1878 vor den Toren Stettins, wo sie großen Eindruck auf ihn machte. Nachdem er sich über seine Gefühle klargestellt war, bereitete er seine Brautwerbung in der für ihn typischen Weise generalstabsmäßig vor, so daß nichts dem Zufall überlassen blieb. Zur ersten Erkundung des Terrains schickte er den befreundeten Adjutanten der 3. Kavalleriebrigade, Hans von Dittmar, vor, der den Kontakt zu der Angebeteten unauffällig anbahnen konnte, indem er über seine Frau Bekanntschaft mit der Familie von Sperling schloß.<sup>32</sup> Als dies im

Dezember 1878 geschehen war, arrangierte Dittmar eine Schlittenpartie, bei der Paul von Hindenburg und seine Herzensdame erstmals ungezwungen miteinander ins Gespräch kamen. Es folgte ein vom Generalkommando ausgerichteter Ball, auf dem Hindenburg ganz gegen seine Gewohnheit ausgiebig das Tanzbein schwang und sich danach seiner Sache so sicher war, daß er wenige Tage später bei der Mutter seiner Auserwählten offiziell um die Hand der Tochter anhielt. Sein Antrag ist ein überaus zutreffendes Selbstporträt: »Das Beste, was ich zu bieten vermag, ist meine unsäglich innige, treue Neigung und der redliche Wille, das mir vielleicht anvertraute, kostbare Kleinod auf Händen durch's Leben zu tragen und ihm in Freud und Leid eine feste Stütze zu sein. Glauben Sie nicht, hochverehrte, gnädigste Frau, daß diese Gefühle bei mir oberflächlicher Art sind; dies widerstrebt vollständig meinen sehr ernstesten Lebensanschauungen.«<sup>33</sup> Hindenburg wurde nicht abgewiesen; noch am selben Tag gab er seine Verlobung mit Gertrud von Sperling bekannt. Am 24. September 1879 schlossen die beiden den Bund fürs Leben.

Es wurde eine glückliche und harmonische Ehe, aus der drei Kinder hervorgingen: Im November 1880 erblickte Irmengard das Licht der Welt, 1883 der einzige Sohn Oskar und 1891 die Tochter Annemarie. Gertrud von Hindenburg führte nach dem damals üblichen Rollenverständnis das Leben einer Frau an der Seite eines aufstrebenden Generalstabsoffiziers, die dem Mann den Rücken freihielt. Sie zeigte sich den schönen Künsten gegenüber wesentlich aufgeschlossener als ihr Mann und war auch von lebhafterem Temperament als der in sich gekehrte Hindenburg.<sup>34</sup> Die Familie gab Hindenburg zeit seines Lebens Halt und verlieh ihm die Kraft, seine beruflichen Pflichten mit penibler Gewissenhaftigkeit zu erledigen. Seine Kinder liebte er heiß und innig; ein besonders enges Vertrauensverhältnis bildete sich im Laufe der Zeit zu seiner »Ältesten«, Irmengard, heraus.<sup>35</sup> Mit fortschreitendem Lebensalter nahm die Bedeutung der Familie für ihn sogar noch zu, da sich die ohnehin geringe Zahl der Freundschaften reduzierte. Es wirft ein bezeichnendes Licht auf Hindenburgs Reserviertheit im Umgang mit Familienfremden, daß wir kaum jemandem begegnen, mit dem er eine lebenslange Freundschaft gepflegt oder dem er sein Innerstes vorbehaltlos geöffnet hätte. Er hat solche Freundschaften nicht gesucht, da ihm die Familie genügte und er Geselligkeit eher verschmähte. Auch sein introvertierter Charakter förderte die Anbahnung tieferer persönlicher Bekanntschaften nicht unbedingt. Hinzu kam, daß der häufige Ortswechsel eines Generalstabsoffiziers der Pflege von Bekanntschaften abträglich war, so daß aus ihnen selten Freundschaften erwuchsen. Letztlich blieb als einzige wirkliche Freundschaft seit frühesten Offizierstagen diejenige mit dem gleichaltrigen

späteren Generalleutnant Arthur von Loebell aus der gemeinsam in Hannover verbrachten Leutnantszeit.<sup>36</sup>

Außer bei der Familie fand Hindenburg Rückhalt und Trost im Glauben. Er war gottesfürchtig in dem Sinne, daß er sich Gott anvertraute und sein Schicksal zumal während des Krieges in dessen Hände legte.<sup>37</sup> Aber die Religion bedeutete ihm weit mehr als Trost in Notlagen; auch sein Alltagsleben war von einer tiefen Religiosität durchdrungen. Daß Gott in sein Leben eingriff und es lenkte, bildete seine feste Grundüberzeugung. Es war keine Floskel, die in seiner Brautwerbung stand: »Ich habe die feste Überzeugung gewonnen, daß Gott uns zusammengeführt hat, und daß sein Segen mit uns sein wird.«<sup>38</sup> Hindenburg war mit dem Lenker seines Schicksals im reinen; ihn quälte kein zermarterndes Suchen nach dem gnädigen Gott. Sein Vertrauen in den Allmächtigen bildete die feste Burg, auf der sein Leben aufgebaut war.<sup>39</sup> In der täglichen Bibellektüre fand er Inspiration und Bestätigung, wobei er wichtige Bibelstellen anstrich. Seit er im Ersten Weltkrieg ein hohes Maß an Verantwortung übernommen hatte, war sein Bedürfnis noch gewachsen, sich im Gebet dem Allmächtigen anzuvertrauen, »um sich von Ihm Kraft und Weisheit ... zu erbitten.«<sup>40</sup> Sein religiöses Bekenntnis tat er durch regelmäßige Gottesdienstbesuche kund. Auf das Gesangbuch verzichtete er, da er alle Kirchenlieder auswendig singen konnte.<sup>41</sup> Hindenburg betrachtete sich als festes Glied der protestantischen Glaubensgemeinschaft, ohne dabei in religiösen Eifer zu verfallen. Als Militär kam er auch mit Katholiken in dienstlichen Kontakt; aber um einen tieferen Einblick in die katholische Lebenswelt zu erlangen, die einem Durchschnittsprotestanten fremd anmuten mußte, fehlte es an engeren Bekanntschaften zu Mitgliedern der anderen großen christlichen Kirche.

Die Jahre 1885 bis 1893 verbrachte Hindenburg auf drei verschiedenen Posten in Berlin; in dieser Zeit sollte der Grundstein für seinen überaus raschen Aufstieg in höchste Kommandostellen gelegt werden. Er reifte in jenen acht Jahren zu einem kompletten Militär heran, der sich auf drei unterschiedlichen, aber ergänzenden Feldern bewährte und damit über einen Erfahrungsschatz verfügte, wie ihn nur wenige hochrangige Militärs besaßen, nämlich in der Generalstabsarbeit, im höheren Truppendienst und in der Militärverwaltung. Der Große Generalstab bot besonders fähigen Offizieren Gelegenheit, das an der Kriegsakademie Gelernte in die Praxis umzusetzen und sich auf diese Weise für eine schnellere Beförderung und das Aufrücken in höhere Stellungen zu empfehlen. Der seit November 1885 zum Major beförderte Hindenburg hat diese Chance genutzt. Zugute kam ihm dabei, daß er vielseitig einsetzbar war und in gleich zwei Abteilungen des Generalstabs seinen Dienst verrichtete: Zum einen war er in der vom damaligen Oberst

Graf Schlieffen geleiteten Operationsabteilung (2. Abteilung), in der Aufmarsch- und Operationspläne ausgearbeitet wurden und die als das strategische Herzstück des Generalstabs angesehen werden konnte, mit Aufgaben betraut, zum anderen entzog er sich nicht der wenig aufregenden Bearbeitung von Verwaltungsangelegenheiten und beschäftigte sich mehr als ein Jahr in einer anderen Abteilung mit der preußischen Felddienstordnung, dem neuen Vorschriftenbuch der Armee.<sup>42</sup> Sein Abteilungschef Schlieffen, der noch eine steile Karriere vor sich hatte und 1891 an die Spitze des Großen Generalstabs trat, stellte dem Major Hindenburg nach mehr als einjähriger Tätigkeit einen glänzenden Qualifikationsbericht aus: Er sei ein »vortrefflicher Generalstabsoffizier . . . , von ernstem und energischem Charakter, scharfem Verstande und schneller Auffassung«. Diesem Urteil pflichtete auch der Stellvertreter des Generalstabchefs Moltke, Graf von Waldersee, bei, der Hindenburg sogar für geeignet befand, »schon jetzt zum Chef des Generalstabes« aufzusteigen.<sup>43</sup> Aber es sollten noch neun Jahre vergehen, bis Hindenburg in die Schlüsselposition des Generalstabchefs eines kommandierenden Generals aufrückte, was Voraussetzung war, um später einmal selbst an die Spitze eines Armeekorps treten zu können.

Zunächst atmete Hindenburg für ein knappes Jahr die Luft des Truppendienstes. Er kehrte wieder zum Truppengeneralstab zurück und übernahm die Position des ersten Generalstabsoffiziers (1a) beim Generalkommando des für die Provinz Brandenburg zuständigen III. Armeekorps, das seinen Sitz in Berlin hatte. Doch schon 1889 wurde er einem ganz anderen Verwendungsbereich zugeteilt: dem preußischen Kriegsministerium, wo er fast vier Jahre lang die Abteilung für Fußtruppen im Allgemeinen Kriegsdepartement leitete. Damit wurde die Heeresverwaltung seine Domäne – und dies bedeutete vor allem, daß der generalstabs- und truppendiensterprobte Major Hindenburg seine gesammelten Erfahrungen einbrachte, wenn bestimmte Bereiche der Kriegführung einer neuen Dienstvorschrift bedurften. An einer Reihe solcher Vorschriften hat er kräftig mitgewirkt – etwa an der Ausarbeitung einer Feldpioniervorschrift und einer Feldbefestigungsvorschrift – und damit unter Beweis gestellt, daß er mit den Erfordernissen des modernen Kriegshandwerks vertraut war. Hindenburg, der im Deutsch-Französischen Krieg noch den Einsatz der Ulanen miterlebt hatte, vollzog den Wandel zum technisierten Krieg nicht einfach nur mit, er gestaltete ihn auch, indem er mithalf, der neuen Kriegstechnik in der Kriegführung Entfaltungsmöglichkeiten zu bieten. Dies galt insbesondere für die Einführung der schweren Artillerie, die es der Infanterie gestattete, in offener Feldschlacht auf die Unterstützung von Feldhaubitzen zurückzugreifen.<sup>44</sup>

Man fragt sich, warum ein ambitionierter Generalstäbler wie der Major Hindenburg überhaupt Verwendung in einer Behörde fand, deren Kerngeschäft die Heeresverwaltung war und die ihren Mitarbeitern ein nach bürokratischen Rhythmen verlaufendes Arbeitsleben abverlangte. Hindenburg war kein passionierter Schreibtischoffizier, wenngleich er begabt war im Umgang mit der Feder und zeit seines Lebens in überaus akkurater und stilvoller Weise seine persönliche Korrespondenz eigenhändig erledigte. Vieles spricht dafür, daß er sich mit seiner Kommandierung an das Kriegsministerium ein rasches Avancement versprach. Diese Hoffnung trog nicht: 1891 wurde er zum Oberstleutnant befördert und ließ damit die berüchtigte Majorsecke hinter sich. Weiterhin dürfte eine Rolle gespielt haben, daß er vom preußischen Kriegsminister Julius von Verdy du Vernois angefordert worden war<sup>45</sup> – als Divisionskommandeur Hindenburgs direkter Vorgesetzter in den Königsberger Jahren 1881 bis 1884 –, der nun mit dem Nachfolger des älteren Moltke als Generalstabschef, dem Grafen Waldersee (der im Qualifikationsbericht von 1887 Hindenburg in den allerhöchsten Tönen gelobt hatte), ein eingespieltes Duo bildete. Als Hindenburg 1889 in das Kriegsministerium eintrat, besaß er also mit dem Kriegsminister und dem Generalstabschef zwei mächtige Fürsprecher. Doch schon zwei Jahre später schien der Zugang nach ganz oben verschlossen, da seine beiden Förderer bei dem jungen Kaiser Wilhelm II. in Ungnade fielen und ihrer Posten enthoben wurden.<sup>46</sup>

Hindenburg hat seine Berliner Zeit auch für eine Nebentätigkeit genutzt, die er mit großer Passion betrieb: Er unterrichtete an der Kriegsakademie das Fach »Taktik«, das zu den Kernfächern dieser Militärhochschule zählte. Diese Nebentätigkeit verschlang viel Zeit, und die eigentlichen Dienstpflichten durften darüber nicht vernachlässigt werden.<sup>47</sup> Hindenburg nahm solche Unannehmlichkeiten auf sich, weil er sich als Militärwissenschaftler verstand und seine im Studium und in der Praxis erworbenen Kenntnisse an die militärischen Führungskader weitergeben wollte. Er schöpfte dabei aus dem reichhaltigen Fundus seiner kriegsgeschichtlichen Kenntnisse und war bemüht, speziell der neueren Kriegsgeschichte praktische Anleihen zu entnehmen. Besonders lehrreich schien ihm der amerikanische Bürgerkrieg, vor allem die Feldherrnkunst des überragenden Generals der Südstaaten, Robert E. Lee.<sup>48</sup> All sein Kenntnisreichtum konnte indes nicht darüber hinwegtäuschen, daß Hindenburg sich eher durch solide Rezeption als durch phantasievolle Kreation auszeichnete. Einer seiner bedeutendsten Schüler, der während des Weltkriegs in der 2. Obersten Heeresleitung als Generalquartiermeister eingesetzte General der Infanterie von Freytag-Loringhoven, hat über den Taktiklehrer Hindenburg geurteilt: »Niemand hätte ihn für einen Strategen gehalten.«<sup>49</sup>

Hindenburgs Berliner Zeit endete im Juni 1893, als er das Kommando des Infanterieregiments 91 in Oldenburg übernahm. Nach acht Jahren überwiegender Büroarbeit war eine Versetzung zur Truppe erforderlich, sollte die nächste Sprosse auf der militärischen Karriereleiter erklommen werden. Als Regimentskommandeur in der beschaulichen Residenzstadt Oldenburg war Hindenburg weitgehend sein eigener Herr und konnte dem Regiment seine Handschrift verpassen. In der Tat hatte er von Graf Schlieffen, seinem Lehrmeister im Großen Generalstab, eine Ausrichtung übernommen, die er in seiner Oldenburger Zeit eifrig propagierte: dem Angriff den Vorzug zu geben vor der Verteidigung und dabei möglichst im Schlieffenschen Sinne die Vernichtung des Gegners mittels einer Umfassungsschlacht ins Auge zu fassen. »Verteidigung ist weiblich, der Angriff männlich«, so lautete sein Motto,<sup>50</sup> und es offenbarte zugleich, wie begrenzt die militärischen Fähigkeiten des am 17. März 1894 zum Oberst Beförderten waren: Hindenburg kopierte seine Lehrmeister, allen voran Schlieffen, entwickelte aber deren Ideen nicht kreativ weiter. In der Verfolgung des einmal eingeschlagenen militärischen Konzepts war Hindenburg von einer bemerkenswerten Geradlinigkeit, die aber mit jenem Schuß Genialität unverträglich war, über die ein wirklicher Feldherr verfügen muß.<sup>51</sup>

Dieses Defizit an schöpferischem Geist mußte Hindenburgs weiterer Karriere allerdings nicht abträglich sein; nur eine winzige Minderheit der Generale war schließlich in der Lage, einem Clausewitz oder Moltke nachzueifern. Wenn nichts Unvorhergesehenes eintrat, konnte Hindenburg davon ausgehen, daß Oldenburg für ihn nur eine Zwischenstation sein und er danach wieder in den Generalstabsdienst zurückkehren würde. Er eignete sich schon in dieser ersten eigenverantwortlichen Stellung einen Arbeitsrhythmus an, der ihm auch in Zukunft von Nutzen sein und den er bis zum Ersten Weltkrieg beibehalten sollte: Er perfektionierte die Kunst des Delegierens und übertrug seinen Mitarbeitern so viele Aufgaben wie möglich. In Oldenburg hielt er sich die Nachmittage prinzipiell frei und war nach der Mittagspause in seinem Büro praktisch nicht mehr anzutreffen.<sup>52</sup> Die gewonnene Zeit füllte er zu Hause mit seiner Lieblingsbeschäftigung, dem Studium kriegsgeschichtlicher Literatur. Lediglich im Außendienst, wenn sich das Regimentsleben auf Truppenübungsplätze und Manövergelände verlagerte, verzichtete er auf diesen persönlichen Freiraum.

Im Regelfall folgte auf die Führung eines Regiments die Übernahme einer Brigade. Hindenburg war erpicht, diese Stufe möglichst zu überspringen, da ein Brigadekommandeur überwiegend mit der Aushebung von Rekruten beschäftigt war – eine wenig ersprießliche Tätigkeit für jemanden, der mit Leib und Seele Ge-

neralstäbler war. Auch Generalstabschef Schlieffen riet davon ab, Hindenburg als Brigadekommandeur zu verwenden.<sup>53</sup> Damit war der Weg frei für die Rückkehr in den geliebten Generalstabsdienst – und dort gab es für Oberst Hindenburg nur eine angemessene Verwendung: Chef des Generalstabs eines Armeekorps, also die rechte Hand eines Kommandierenden Generals. Hindenburg konnte sich natürlich von den 24 Armeekorps, deren jeweiliger Befehlsbereich etwa der Größe einer preußischen Provinz entsprach, keines aussuchen. Aber er verhehlte nicht seine Vorliebe für ein Armeekorps westlich der Elbe, also außerhalb der altpreußischen Lande<sup>54</sup> – wieder ein Beleg dafür, daß Hindenburg es nicht darauf anlegte, außerhalb des preußischen Kernlandes so wenig wie möglich zum Einsatz zu kommen.

Hindenburgs Wunsch fand Berücksichtigung: Im August 1896 übernahm er den Posten des verantwortlichen Generalstabsoffiziers beim in Koblenz stationierten VIII. Armeekorps. Es dürfte auch eine Rolle gespielt haben, daß es sich bei dem dort Kommandierenden General um einen alten Bekannten handelte, nämlich den inzwischen zum General der Infanterie aufgerückten Vogel von Falckenstein, der in den Jahren 1885/86 einige Zeit als Abteilungschef direkter Vorgesetzter Hindenburgs im Großen Generalstab gewesen war. In seiner neuen Funktion als Chef des Stabes wurde Hindenburg am 22. März 1897 zum Generalmajor befördert. Mit noch nicht einmal fünfzig Jahren hatte er den Generalsrang erreicht und eine mehr als beachtliche militärische Laufbahn vorzuweisen, die aber noch lange nicht an ihr Ende gelangt war. Daß Hindenburg nicht Generalmajor blieb, hing nicht zuletzt mit der überaus günstigen Konstellation zusammen, die sich 1897 durch den Wechsel seines direkten Vorgesetzten ergab: Anstelle des altgedienten Vogel von Falckenstein übernahm der badische Erbgroßherzog Friedrich, mithin der künftige regierende Fürst des Großherzogtums Baden, das Kommando des VIII. Armeekorps. Hindenburg trat damit in enge Beziehung zum badischen Fürstenhaus, was sich als karrierefördernd erweisen sollte.

In persönlicher Hinsicht kam Hindenburg mit dem Erbgroßherzog gut aus – nicht zuletzt, weil dieser geistig wenig anspruchsvoll war und ganz in militärischen Angelegenheiten aufging.<sup>55</sup> Und dennoch schien sich die Koblenzer Position als Sackgasse zu erweisen. Als Durchlaufstation war sie für ihn interessant, weil er dort die Rangabzeichen eines Generals erhielt und eine Art Anrecht auf die Übernahme einer Division erwarb. Doch nun zeigte sich, daß die einzige in nächster Zeit vakant werdende Division dem Kommandierenden General des in Metz stationierten XVI. Armeekorps, General Gottlieb Graf von Haeseler, unterstand, dessen Abneigung sich Hindenburg anlässlich eines Manövers zugezogen hatte. Haeseler war

eine unantastbare Respektsperson in der preußischen Armee und brachte es auf die Rekordzeit von dreizehn Jahren an der Spitze des lothringischen Armeekorps, dem er seinen Stempel aufgedrückt hatte.<sup>56</sup> Hindenburg unternahm daher erhebliche Anstrengungen, wieder in den Großen Generalstab versetzt zu werden, wo sein alter Mentor Schlieffen für ihn die herausragende Position als Oberquartiermeister vorgesehen hatte, was unter anderem die Leitung der Aufmarsch- und Eisenbahnabteilung umfaßte. Ein entsprechendes Gesuch Schlieffens vom 25. Februar 1899 wurde vom Chef des Militärkabinetts jedoch abschlägig beschieden;<sup>57</sup> über die Besetzung der höchsten militärischen Führungsstellen entschied nämlich nicht der Chef des Generalstabs, sondern der Oberste Kriegsherr zusammen mit seinem berufenen Ratgeber, dem Chef des Militärkabinetts.

Daß Hindenburg letztlich dennoch ohne große Verzögerung den Sprung zum Generalleutnant schaffte und eine Division führen durfte, war auf eine günstige Verkettung von Umständen zurückzuführen: Der Kommandeur der in Karlsruhe stationierten 28. Division, Generalleutnant Emil von Lessel, wurde an die Spitze des deutschen Expeditionskorps berufen, das nach China entsandt wurde, um dort den Boxeraufstand niederzuschlagen. Den vakanten Posten besetzte man mit dem gleichaltrigen Hindenburg<sup>58</sup> – wohl nicht zuletzt aufgrund der Fürsprache des badi-schen Thronfolgers.<sup>59</sup> Erbgroßherzog Friedrich könnte sich für Hindenburg verwendet haben, weil er selbst auf die Führung des bald freiwerdenden XIV. Armeekorps spekulierte,<sup>60</sup> das in territorialer Hinsicht fast ganz Baden und das südliche Elsaß umfaßte. Aus diesem Grund wird er einen ihm vertrauten Divisionskommandeur für die Residenzstadt Karlsruhe favorisiert haben.

Am 9. Juli 1900 übernahm Hindenburg die begehrte Divisionärstelle und wurde zugleich zum Generalleutnant befördert. Hindenburgs Karlsruher Zeit liegt – wie so manche Spanne seines Lebens, als Hindenburg noch keine öffentliche Person war – überwiegend im dunkeln. Er verbrachte dort ohnehin nur knapp zweieinhalb Jahre, denn am 27. Januar 1903 berief der Kaiser ihn an die Spitze des in Magdeburg stationierten IV. Armeekorps, welches sich über die preußische Provinz Sachsen und die Herzogtümer Braunschweig, Anhalt und Sachsen-Altenburg erstreckte. Mit 55 Jahren war Hindenburg damit der Sprung auf einen der insgesamt nur 24 Korpskommandeursstellen gelungen. Eine militärische Bilderbuchkarriere hatte ihren vorläufigen Höhepunkt erreicht.

In den mehr als acht Jahren an der Spitze des IV. Armeekorps traten bei Hindenburg bereits manche Eigenschaften hervor, die während des Weltkriegs zum Durchbruch gelangen sollten. Hier ist an erster Stelle sein ausgeprägter Hang zum Politischen zu nennen. Der Kommandeur dieses Armeekorps konnte ohnehin kein

Nur-Militär sein, weil er eine Fülle gesellschaftlicher Verpflichtungen zu bewältigen hatte. Schließlich verkörperte er in der preußischen Provinz Sachsen neben dem Oberpräsidenten die höchste staatliche Autorität, und auch die Beziehungen zu den Höfen in Braunschweig, Dessau und Altenburg bedurften der steten Pflege. Hindenburg hat diese Repräsentationsaufgaben nicht pflichtschuldig absolviert, sondern Gefallen an ihnen gefunden. Da er über vollendete gesellschaftliche Umgangsformen verfügte, verstand er es glänzend, sich souverän auf dem gesellschaftlichen Parkett zu bewegen.<sup>61</sup> In Magdeburg versäumte er kaum eine Gelegenheit, Kontakte zur Stadt und zur lebendigen bürgerlichen Vereinskultur zu knüpfen.<sup>62</sup> Zu manchen Honoratioren der Kaufmannstadt Magdeburg erwachsen daraus gesellschaftliche Beziehungen, die Hindenburgs Magdeburger Zeit überdauerten und bis in seine Reichspräsidentschaft reichten. Dies gilt insbesondere für den langjährigen Präsidenten der Magdeburger Handelskammer, den Bankier Wilhelm Zuckschwerdt, den ein besonderes Vertrauensverhältnis mit Hindenburg verband.<sup>63</sup>

Hindenburgs enger Kontakt zur Politik entstand in Magdeburg gleichsam auf natürliche Weise, da sich die meisten Honoratioren im Geiste klassischer Bürgerlichkeit für das Gemeinwesen einsetzten und politisch aktiv waren. Zuckschwerdt etwa vertrat acht Jahre lang die Stadt Magdeburg im preußischen Abgeordnetenhaus, ebenso Landgerichtsrat Eugen Schiffer, der seinerseits gute Kontakte zum Korpskommandeur Hindenburg unterhielt.<sup>64</sup> Zuckschwerdt wie Schiffer waren für die Nationalliberale Partei in den preußischen Landtag entsandt worden und repräsentierten damit die Mehrheit des Magdeburger Bürgertums. Hindenburg pflegte also gesellschaftlichen Umgang nicht nur mit konservativen Agrariern, sondern auch mit nationalliberalen Unternehmern und Beamten. Beide Strömungen einte schließlich das dezidierte Bekenntnis zum nationalen Machtstaat – und dies war und blieb Hindenburgs politische Grundanschauung, ohne daß er mit einer bestimmten politischen Partei sympathisiert hätte.

Hindenburg gehörte zu einer ganz besonderen Spezies politischer Generale. Im Unterschied zu manchen seiner ungestümen Berufskollegen verlangte er keine ausschließliche Ausrichtung der Politik auf militärische Belange. Er mischte sich vielmehr in die Politik wegen originär politischer Anliegen ein. Hier schimmert bereits ein Verhalten durch, das im Ersten Weltkrieg zum Markenzeichen Hindenburgs werden sollte: Hindenburg intervenierte mit den einem Militär zu Gebote stehenden Mitteln in politische Angelegenheiten und erzielte dabei insofern Erfolge, als er nach seiner Ansicht mißliebige Politiker aus ihrem Amt verdrängte. Der erste prominente Repräsentant der Politik, der auf Geheiß Hindenburgs sein

Amt einbüßte, war kein Geringerer als der Oberpräsident der preußischen Provinz Sachsen, Adolf Wilhelm Kurt Freiherr von Wilmowski.

Hindenburgs Intervention war in erster Linie politisch motiviert.<sup>65</sup> Stein des Anstoßes war Wilmowskis Frau, die durch hochfahrendes Verhalten die gleichgestellten Damen der Magdeburger Gesellschaft zu brüskieren pflegte. Hindenburg, dessen Frau zu den Leidtragenden gehörte, hätte diese Angelegenheit auf sich beruhen lassen, wenn sie nicht zum Stadtgespräch geworden und vor allen Dingen politische Wellen geschlagen hätte. Frau Wilmowski aber hatte den leitenden Beamten, die den Bau des Magdeburger Oberpräsidiums beaufsichtigten, mehrfach Szenen gemacht, indem sie sich vor den beteiligten Bauhandwerkern und Bauarbeitern über die ihrer Ansicht nach wenig herrschaftliche Ausstattung des Gebäudes sowie über die zu rigide Kostenbeschränkung ausließ. Damit war das private Fehlverhalten der Gattin des Oberpräsidenten aus Hindenburgs Sicht zu einer politisch sensiblen Affäre geworden, da es speziell in der Magdeburger Arbeiterschaft das Ansehen der höchsten Zivilbehörde zu beschädigen drohte. Daher drängte Hindenburg unter robustem Einsatz aller seiner Möglichkeiten auf die Entfernung Wilmowskis aus dem Amt. Er ließ seine guten Beziehungen zum preußischen Kriegsminister von Einem spielen, der wiederum dem Dienstweg entsprechend den Chef des Militärkabinetts über diesen Vorfall informierte. Auch Hindenburgs Freund General Friedrich von Bernhardi wurde in diesem Sinne beim preußischen Kriegsminister vorgestellt.<sup>66</sup> Der politische Durchbruch war erreicht, als Hindenburg über das Militärkabinett sogar den Monarchen ins Spiel brachte und damit den zuständigen preußischen Innenminister von Moltke nötigte, Wilmowski aus Magdeburg zu versetzen, da die von Hindenburg drohend erwähnte Konsequenz einer Meldung dieses Vorfalls an Wilhelm II. dem preußischen Innenminister letztlich keine andere Wahl ließ, als Wilmowski ein Versetzungsgesuch nahezu-legen.<sup>67</sup>

Gewiß spielten bei Hindenburgs Einsatz auch gesellschaftliche Gründe eine Rolle: Wenn das persönliche Verhältnis zwischen den beiden obersten Repräsentanten Preußens in der Provinz Sachsen – des Kommandierenden Generals und des Oberpräsidenten – irreparabel gestört war, aber beide Parteien gehalten waren, gesellschaftlichen Umgang zu pflegen, half nur noch die Auswechslung des Oberpräsidenten weiter. Doch den Ausschlag für diese in jeder Hinsicht bemerkenswerte Intervention eines Kommandierenden Generals gegen den Oberpräsidenten hatte bei Hindenburg die politisch motivierte Besorgnis über den Imageschaden der preußischen Verwaltung gegeben. Die »berechtigte Mißstimmung in den unteren Volksschichten«<sup>68</sup> bewirkte sein Engagement und warf zugleich ein Schlaglicht

auf Hindenburgs Politikverständnis. Hier schälte sich bereits eine Auffassung heraus, die im Ersten Weltkrieg zur vollen Entfaltung gelangen sollte: Hindenburg fühlte sich legitimiert, im Namen höherer Güter in das Staatsleben einzugreifen – nicht aufgrund seiner militärischen Befugnisse, sondern unter Berufung auf das Allgemeinwohl.

Obwohl Hindenburg durchaus Verständnis für die Anliegen der unteren Volksschichten aufbrachte, lehnte er die deutsche Sozialdemokratie ab, die sich als politischer Anwalt der Arbeiterschaft verstand. Die SPD war für ihn im Kern eine Partei des gewaltsamen Umsturzes, die die monarchische Ordnung aus den Angeln heben und die Grundlagen deutscher Machtstaatlichkeit zerstören wollte. Der Kommandierende General sah sich in Magdeburg einer immer selbstbewußter auftretenden Sozialdemokratie gegenüber, die sich verstärkt im öffentlichen Raum bemerkbar machte. Zu Beginn des Jahres 1906 organisierte sie Protestaktionen gegen das preußische Dreiklassenwahlrecht und erinnerte am 18. März 1906 in sechs Versammlungen an die Märzereignisse der Revolution von 1848.<sup>69</sup> Für Hindenburg rückte die Sozialdemokratie mit solchen Aktionen in die Nähe der russischen Revolutionäre von 1905: »Warum wird die Gesellschaft immer noch als ›Rechtspartei‹ honoriert, anstatt sie – nachdem sie sich offen mit den russischen Mordbrennern und Meuchelmördern identifiziert hat – für vogelfrei zu erklären?« Auch in diesem Zusammenhang bemühte Hindenburg die Geschichte als Lehrmeisterin: »Mit Gefühlsduselei erreicht man im praktischen Leben keine positiven Resultate, das lehrt die Weltgeschichte doch auf jeder Seite.«<sup>70</sup> Aus voller Überzeugung traf er daher Vorkehrungen gegen innere Unruhen, was gemäß dem preußischen Gesetz über den Belagerungszustand aus dem Jahre 1851 in die Obliegenheit des Militärs fiel. Dazu gehörte die Aufstellung von Listen politisch Verdächtiger, die nach Proklamierung des Belagerungszustandes verhaftet werden sollten.<sup>71</sup>

Da Hindenburg mit den Spitzen des Staatsapparats einer preußischen Provinz und drei Herzogtümern in intensivem dienstlichen Kontakt stand, konnte er innerhalb weniger Jahre ein erstaunlich dichtes Netz von Beziehungen knüpfen, das schließlich bis in die preußische Regierung reichte. Er scheute sich nicht, solche Kontakte auch für private Zwecke einzusetzen, was dafür spricht, daß sie entsprechend belastbar waren. So verwandte er sich persönlich dafür, daß der Ehemann seiner ältesten Tochter, Hans-Joachim von Brockhusen, im preußischen Verwaltungsdienst bessere Aufstiegsmöglichkeiten erhalten sollte. Das Sprungbrett dazu war die Übernahme eines der begehrten Landratsämter, wofür eine gewisse Protektion überaus nützlich war. Hindenburg ließ seine Verbindungen spielen, damit sein Schwiegersohn, der 1902 Irmengard geheiratet und bereits diverse Stationen

im preußischen Verwaltungsdienst durchlaufen hatte, im Jahre 1903 zum Landrat im schlesischen Grünberg ernannt wurde.<sup>72</sup> Auch danach unternahm Hindenburg alles in seiner Macht Stehende, um den Aufstieg seines Schwiegersohns nach Kräften zu befördern. Er aktivierte seine Beziehungen zu einem hohen Beamten im preußischen Staatsministerium, um Brockhusens Versetzung in das prestigeträchtige preußische Finanzministerium zu erreichen.<sup>73</sup> Als dies nicht fruchtete, klopfte er höchstpersönlich als Fürsprecher seines Schwiegersohns bei zwei Ministern an. Einer davon war Hans von Dallwitz, seit 1910 preußischer Innenminister.<sup>74</sup> Hindenburg hatte bereits Kontakt zu Dallwitz aufgenommen, als dieser noch als Staatsminister in Anhalt amtierte. Im Juli 1910 wurde er brieflich beim neuen preußischen Innenminister vorstellig mit dem Anliegen, seinem Schwiegersohn den Wechsel vom Landratsposten auf eine höhere Stelle im preußischen Staatsdienst zu ermöglichen. Darüber hinaus fühlte er bei dem mit Dallwitz zu Ministererehen gelangten neuen preußischen Landwirtschaftsminister Clemens von Schorlemer-Lieser wegen einer Leitungsstelle in dessen Ministerium vor. In beiden Fällen war seine Fürsprache jedoch nicht von Erfolg gekrönt. Brockhusen erschien mit seinen 41 Jahren für die angestrebten Positionen noch zu jung, und die Minister wollten die Grundregel der Anciennität nicht außer Kraft setzen, nur um Hindenburg eine Gefälligkeit zu erweisen.<sup>75</sup> Brockhusen – ein Heißsporn, der sich unter Wert gehandelt fühlte – begrub daraufhin die Hoffnungen auf eine ihm angemessen dünkende Karriere im preußischen Staatsdienst. Sein Schwiegervater bemühte sich daraufhin um eine persönliche Unterredung mit Innenminister Dallwitz, um auf diese Weise die Versetzung des Landrats ins hinterpommersche Kolberg zu forcieren. Zu diesem Schritt hatte man sich aus familiären Gründen entschlossen, denn Brockhusen war in der Nähe Kolbergs begütert.<sup>76</sup>

Preußische Minister hatten also ein offenes Ohr für die sehr privaten Anliegen des Kommandierenden Generals Hindenburg – ein Indiz dafür, daß dieser in der preußischen Politik eine nicht geringe Wertschätzung genoß. Aber auch in gesellschaftlicher Hinsicht wurde dem General Achtung gezollt, was sich nicht zuletzt in den immer öfter ausgesprochenen Einladungen zur Jagd niederschlug. Hindenburg hatte bereits als junger Offizier Gefallen an diesem Zeitvertreib gefunden, aber bis zur Übernahme des IV. Armeekorps fehlten ihm die finanziellen Mittel für den Unterhalt einer eigenen Jagd. Sein Haus und seine Familie waren nicht mit Reichtümern gesegnet; bei seinem Einkommen als Berufssoldat war er nicht einmal in der Lage, seine Frau mit dem in höheren Kreisen standesgemäßen Schmuck auszustatten.<sup>77</sup> Nun konnte er als oberster militärischer Repräsentant der ihm unterstehenden Gebiete die ganze Fülle des Jagdvergnügens auskosten, ohne dafür in

die eigene Tasche greifen zu müssen. Vom Niederwild (Hase, Fasan) bis zum Hochwild (Reh, Rothirsch, Wildschwein, Auerhahn) wurde dem eifrigen Jäger so viel angeboten, daß sein Tisch stets überreich gedeckt war. Die Großgrundbesitzer speziell der Provinz Sachsen rechneten es sich als Ehre an, dem Kommandierenden General mannigfache Jagderlebnisse zu ermöglichen. Darüber hinaus war Hindenburg regelmäßig Gast bei den Hofjagden, welche die Preußen in der Letzlinger Heide und die Höfe in Braunschweig, Anhalt und Altenburg in den jeweiligen herzoglichen Jagdrevieren abhielten.<sup>78</sup>

Als Hindenburg am 22. Juni 1905 zum General der Infanterie befördert wurde, worauf er gemäß der Dienstaltersliste der Generalleutnants fast schon einen natürlichen Anspruch besessen hatte, stand er nur noch einen Rang unter dem Generaloberst, der höchsten militärischen Position unterhalb der nur in Ausnahmefällen verliehenen Würde eines Generalfeldmarschalls. Ob der Sprung ganz nach oben glückte, darüber entschied allein der Oberste Kriegsherr auf Anraten des Chefs des Militärkabinetts. Die passende Gelegenheit, sich in militärfachlicher Hinsicht zu profilieren, boten die alljährlich abgehaltenen Kaisermanöver. Allerdings hatte Wilhelm II. diese militärischen Übungen dadurch entwertet, daß er partout selbst die Führung der dort eingesetzten Verbände übernahm und die Militärs, welche die gegnerische Partei simulierten, sich künstlich zurücknehmen mußten, um dem Obersten Kriegsherrn keine peinliche Niederlage beizubringen. Die vom Kaiser kommandierte Partei trug also mit tatkräftiger Nachhilfe in der Regel den Sieg davon, weshalb die Kaisermanöver viel von ihrer Funktion als militärische Eignungsprüfungen einbüßten.<sup>79</sup>

Der Zufall fügte es, daß Hindenburg bereits wenige Monate nach Übernahme des IV. Armeekorps die Bewährungsprobe eines Kaisermanövers zu bestehen hatte, da im September 1903 als Schauplatz für ein solches der Raum Merseburg-Weißenfels vorgesehen war, der in seinem neuen Befehlsbereich lag. Hindenburg machte dabei Bekanntschaft mit der Sprunghaftigkeit des Kaisers: Den Auftakt des Manövers bildete am 4. September eine Parade des IV. Armeekorps auf dem historischen Schlachtfeld von Roßbach, wo Friedrich der Große einen seiner glänzendsten Siege errungen hatte. Als der Kaiser spontan die Richtung des Vorbeimarsches änderte, ließ Hindenburg sich jedoch nicht irritieren und brachte die Parade ohne Fehl und Tadel zu Ende. Auch die eigentliche militärische Aufgabe, die darin bestand, den Übergang über die Saale gegen die als Feind ausgewiesene Partei zu verteidigen, bewältigte er zur Zufriedenheit von Monarch und Militärkabinett. Als Anerkennung für die bei dem Manöver gezeigte Leistung erhielt er den Roten Adlerorden Erster Klasse, eine durchaus hohe Auszeichnung.<sup>80</sup>

Hindenburg hatte bei dem Manöver seine eigene militärische Handschrift erkennen lassen und seine Vorliebe für die Offensive dadurch zum Ausdruck gebracht, daß er die zahlenmäßig weitaus stärkere Gegenpartei attackierte, nachdem sie die Saale überschritten hatte.<sup>81</sup> Als getreuer Schüler Schlieffens verschrieb er sich der Maxime, im Kriegsfall die Entscheidung außerhalb der eigenen Landesgrenzen zu suchen. In gewisser Weise betätigte er sich auch als Zuarbeiter für den Schlieffenplan von 1905. Danach suchte die deutsche Heeresleitung in einem angenommenen Zweifrontenkrieg gegen Rußland und gegen Frankreich das militärische Heil in einer großangelegten Offensive gegen Frankreich, wobei eine schnelle Entscheidung herbeigeführt werden mußte. Als Chef des VIII. Armeekorps in Koblenz hatte Hindenburg Ende 1898 auf eine Anfrage Schlieffens einen russischen Vorstoß gegen Ostpreußen durchgespielt und für diesen Fall eine offensiv ausgerichtete Verteidigung der Reichsgrenze empfohlen.<sup>82</sup> Kurz nach der Beförderung auf den Magdeburger Posten versicherte er einem alten militärischen Weggefährten, Oberst von Mudra: »Sollten Sie einmal unter meinen Befehl treten, so geht's vorwärts, dessen können Sie überzeugt sein.«<sup>83</sup>

Daß Hindenburg sich ganz der Offensive verschrieb, war angesichts der in der Generalität dominierenden Auffassung Schlieffens nicht gerade originell. Hindenburg ist in den acht Jahren als Befehlshaber des IV. Armeekorps nicht mit Ideen hervorgetreten, die ihm den Ruf eines eigenständigen militärischen Denkers hätten einbringen können.<sup>84</sup> Er hat sich im Unterschied zu gleichrangigen Kommandeuren wie dem Befehlshaber des I. Armeekorps, Colmar Freiherr von der Goltz, auch nicht schriftstellerisch auf dem Gebiet der Kriegsgeschichte und den daraus abzuleitenden Lehren für die Gegenwart hervorgetan.<sup>85</sup> So war er im Unterschied zu den auch publizistisch tätigen Generalen für die breite Öffentlichkeit ein Unbekannter; auch im Gesichtsfeld des Kaisers tauchte er praktisch nicht auf. Nach dem Kaisermanöver vom September 1903 traf Hindenburg nur noch bei den alljährlichen Neujahrsdinern für die Kommandierenden Generale im Berliner Schloß mit Wilhelm II. zusammen, hinterließ aber beim Monarchen allem Anschein nach keinen nachhaltigen Eindruck.<sup>86</sup>

Hindenburg war daher auch nicht der allererste Anwärter auf die Nachfolge des hochbetagten Generalstabschefs Schlieffen. Kaiser Wilhelm II. hatte im Einvernehmen mit Schlieffen bereits frühzeitig die Weichen für dessen Nachfolge gestellt und ihm Helmuth von Moltke, den Neffen des gleichnamigen ehemaligen Generalstabschefs, als Adlatus zur Seite gestellt. Moltke sollte sich auf diese Weise in seine neue Rolle einarbeiten.<sup>87</sup> Gegen diese frühzeitige Festlegung kamen jedoch innerhalb der Generalität und beim preußischen Kriegsminister von Einem Be-

denken auf, die sich auch Reichskanzler Bülow zu eigen machte.<sup>88</sup> Bülow und der wichtigste militärische Ratgeber des Kaisers, der Chef des Militärkabinetts General Dietrich von Hülsen-Haeseler, waren entschlossen, Wilhelm II. eine personelle Alternative zu Moltke zu unterbreiten, und nahmen aus diesem Grund im Herbst 1905 alle potentiellen Kandidaten unter die Lupe. Insgesamt sieben Namen wurden schließlich erwogen, darunter auch der Name Hindenburg. Aber alle wurden verworfen, weil der Kaiser gegen jeden der Genannten – auch gegen Hindenburg – Vorbehalte hegte;<sup>89</sup> keiner stand sich mit dem Kaiser persönlich so gut wie Helmut von Moltke, der sich durch seine langjährige Tätigkeit als Flügeladjutant des Kaisers der besonderen Wertschätzung des Monarchen erfreute.

Immerhin bedeutete es eine Wertschätzung Hindenburgs, daß er in einem Atemzug mit herausragenden strategischen Köpfen wie den Generalen von der Goltz und Woyrsch genannt wurde. Manches spricht dafür, daß sich Hülsen-Haeseler auf eigene Faust frühzeitig Gedanken zur Nachfolge Schlieffens gemacht, zu diesem Zweck eine Reihe von Kandidaten ausgewählt und bei diesen vertraulich angefragt hatte – darunter auch Hindenburg, bei dem er während des Kaisermanövers im September 1903 unverbindlich vorgefühlt haben dürfte.<sup>90</sup> Hindenburg zählte also zu einem handverlesenen Kreis von Generalen, die im Gespräch waren, wenn die Neubesetzung des Postens des Generalstabschefs erörtert wurde.<sup>91</sup> Eine offizielle Anfrage gab es aber nicht und konnte es auch nicht geben, so daß der Eindruck irreführend ist, Hindenburg habe eine ihm offerierte Nachfolge Schlieffens ausgeschlagen.<sup>92</sup> Allein die Tatsache, daß er vom wichtigsten militärischen Ratgeber des Monarchen in die engere Wahl gezogen worden war, ist aber ein untrügliches Indiz dafür, daß sein Magdeburger Kommando nicht die letzte Station seiner militärischen Karriere sein mußte. In dieses Bild fügt sich die allerdings nicht hieb- und stichfest abgesicherte Information, daß Hindenburgs Name auch die Runde machte, als ein weiterer hochrangiger Posten zu besetzen war, nämlich der des preußischen Kriegsministers<sup>93</sup> in der Nachfolge des 1909 demissionierten Generals von Einem. Das Anforderungsprofil für diese Position traf auf Hindenburg ohne Abstriche zu: ein erfahrener Militär im Generalsrang, der aber soviel politisches Gespür und Geschick besaß, daß er die Interessen des Heeres auch gegenüber nichtmilitärischen Einrichtungen, insbesondere gegenüber dem Reichstag, zur Geltung bringen konnte. Hindenburg gelangte aus ungeklärten Gründen zwar nicht ins preußische Staatsministerium, aber ihm blieben die engen Kontakte zu den beiden preußischen Ministern Dallwitz und Schorlemer.

Letztlich hatten sich damit alle Aussichten zerschlagen, die Position eines Kommandierenden Generals gegen eine noch höhere Verwendung einzutauschen.

Hindenburg konnte nach 1909 davon ausgehen, die letzte Etappe seines beruflichen Werdegangs erreicht zu haben und die Jahre bis zur Pensionierung als Kommandierender General zu verbringen. Das aber übte auf ihn immer weniger Reiz aus und wurde zunehmend beschwerlich, da sich eine alte Knieverletzung bemerkbar machte, die er sich als Hauptmann in Ostpreußen bei einem Sturz vom Pferd zugezogen hatte. Das Reiten fiel ihm so schwer, daß er kaum noch zu Pferde aufzutreten konnte – was der Wahrnehmung der Dienstobliegenheiten eines Korpskommandeurs alles andere als zuträglich war.<sup>94</sup> Hindenburg hatte sich ohnehin nie als vorwegener Reiter auszeichnen können, weil er infolge dieser Verletzung das Knie nicht ganz durchbiegen konnte und hoch zu Roß daher eine Beinstellung einnahm, die es ihm nicht gestattete, fest im Sattel zu sitzen.<sup>95</sup>

In seinem vierundsechzigsten Lebensjahr faßte Hindenburg daher den Entschluß, um den vorzeitigen Abschied zu bitten. Der Bitte wurde im März 1911 stattgegeben – nicht ohne einen Beweis der Wertschätzung seitens des Monarchen, der ihm zu diesem Anlaß den höchsten preußischen Orden, nämlich den Schwarzen Adlerorden, verlieh.<sup>96</sup> Hindenburg könnte mit seinem Demissionsgesuch den Hintergedanken verfolgt haben, nach der Verabschiedung als Kommandierender General auf eine militärische Position gehoben zu werden, die einen weiteren rangmäßigen Aufstieg versprach und ihm von seinem Selbstverständnis her durchaus auf den Leib geschneidert war: die Position des Armeeinspektors. Bei den Armeeinspektoren handelte es sich um Armeeführer – zumeist ehemalige Kommandierende Generale –, die sich nach dem Ausscheiden an der Spitze eines Armeekorps für den Ernstfall – also den Kriegsfall – bereithalten sollten. Diesen wurde die Möglichkeit eingeräumt, die dafür zu kommandierenden Armeekorps – in der Regel drei an der Zahl – bereits in Friedenszeiten zu inspizieren. Die Kompetenzen der Armeeinspektoren waren allerdings dadurch eingeschränkt, daß sie nicht in die Befehlsgewalt der Kommandierenden Generale eingreifen konnten und sich auf gute Ratschläge beschränken mußten, weshalb diese Posten lange Zeit als Sinekure für Prinzen aus fürstlichem Hause galten. Diese konnten nach ihrer Zeit als Kommandierende Generale auf diese Weise auf eine eher repräsentative Position wechseln, die es ihnen erlaubte, rangmäßig bis zum Generaloberst aufzusteigen und sogar noch die höchste aller Sprossen, die des Generalfeldmarschalls, zu erklimmen, wie es beispielsweise Prinz Leopold von Bayern vergönnt war.

Von 1907 an wurde die Stellung der insgesamt acht Armeeinspektoren dadurch aufgewertet, daß zunehmend bewährte Kommandierende Generale für diese Aufgabe ausgewählt wurden. Den Anfang machte im September 1907 Colmar Freiherr von der Goltz, der – vier Jahre älter als Hindenburg – nach einer langen Zeit an der

Spitze eines Armeekorps wie Hindenburg um seinen Abschied nachgesucht hatte, der ihm auch bewilligt wurde – allerdings mit der gleichzeitigen Ernennung zum Generalinspekteur von drei Armeekorps.<sup>97</sup> In den nächsten Jahren folgten weitere Generale, die Goltz an militärfachlicher Fähigkeit in nichts nachstanden, nämlich Karl von Bülow, Alexander von Kluck und Hermann von Eichhorn. Für die Genannten zahlte sich dies in Hinblick auf ihre militärische Qualifikation aus: Alle stiegen zum Generaloberst auf, von der Goltz krönte seine Zeit als Armeeinspekteur sogar mit der Ernennung zum Generalfeldmarschall.

Hindenburg war anwesend, als der Kaiser 1911 beim Neujahrsempfang für die Kommandierenden Generale von der Goltz höchstpersönlich in die höchste Ehrenstellung der Armee beförderte.<sup>98</sup> Ob ihn dieses Erlebnis dazu bewogen hat, wenige Wochen später um seinen Abschied zu bitten in der leisen Hoffnung, sich auf diese Weise für die Position eines Armeeinspektors zu empfehlen, bleibt angesichts des Schweigens der Quellen im dunkeln. Wenn er insgeheim auf diesen Posten geschickt haben sollte, wurden seine Hoffnungen enttäuscht. Vieles deutet darauf hin, daß Hindenburg eine solche Krönung seiner militärischen Laufbahn verwehrt wurde, weil er in den Augen des seit November 1908 amtierenden Chefs des Militärkabinetts, Generaloberst Moritz von Lyncker, nicht über die erforderliche Qualifikation verfügte. Lyncker erwartete von den Armeeinspektoren nämlich, sich stärker als zuvor in die operativen Planungen für den Kriegsfall einzuschalten. Aus diesem Grund sollten die Armeeinspektoren mit ihren Einheiten den Ernstfall durchspielen, wobei realistische Szenarien zugrunde gelegt wurden. Außerdem stand es der Initiative der Armeeinspektoren offen, auch außerhalb der Kaisermanöver mehrere Armeekorps in einem großen Manöver den Kriegsfall trainieren zu lassen.<sup>99</sup> Allem Anschein nach fehlte Hindenburg nach Einschätzung Lynckers jene Tatkraft und Energie,<sup>100</sup> über die ein Armeeinspekteur unter den neuen Bedingungen verfügen mußte, wollte er seine Position optimal ausfüllen. Auch für den Kaiser zählte Hindenburg nicht zum erlauchten Kreis jener acht Generale, denen er Feldherrnqualitäten zubilligte<sup>101</sup> und die er mit dem Posten eines Armeeführers betrauen wollte. Bei Hindenburgs Verabschiedung fehlte der Hinweis, daß er auch weiterhin in der Dienstaltersliste der Generale zu führen sei.<sup>102</sup> Dies bedeutete, daß er bei einem ausbrechenden Krieg kein Anrecht auf eine ihm rangmäßig zustehende Verwendung besaß. Mit dem 18. März 1911 schien Hindenburgs militärische Karriere damit definitiv an ihr Ende gelangt zu sein – eine mehr als respektable Laufbahn, die ihn bis weit an die Spitze der militärischen Hierarchie geführt hatte, aber zum Schluß die bittere Erkenntnis bereithielt, daß es bis ganz nach oben doch nicht gereicht hatte. Es war nur ein schwacher Trost, daß der Mon-

arch ihn zugleich mit der Entbindung von den militärischen Pflichten à la suite stellte, daß Hindenburg also weiterhin in der Rangliste des Verbandes geführt wurde, bei dem er seine Dienstlaufbahn begonnen hatte, nämlich dem 3. Garderegiment zu Fuß.

Im März 1911 trat Hindenburg, so mußte man annehmen, in die letzte Phase seines Lebens, den Ruhestand, ein. Wo sollte sich ein General niederlassen, der im Laufe seiner beruflichen Wanderjahre fast ganz Deutschland durchstreift und nirgendwo richtig Wurzeln geschlagen hatte? Bei der Wahl seines Altersruhesitzes bestätigte Hindenburg, daß er kein eingefleischter Altpreuße war, der umgehend auf die geliebte altpreußische Heimat Erde zurückkehrte. Er machte sich weder auf nach Neudeck in Westpreußen, wo seine Eltern begraben lagen, noch ließ er sich in Pommern nieder, wo seine ältere Tochter, zu der er ein besonderes Vertrauensverhältnis unterhielt, lebte. Hindenburg entschied sich vielmehr für die Stadt, in der er fast sieben unbeschwerte Leutnantsjahre verbracht hatte und die mit ihren weitläufigen Parkanlagen dem Spaziergänger Hindenburg reichlich Auslauf bot: Hannover. Er bezog eine Etagenwohnung in fußläufiger Entfernung zur Eilenriede, dem Stadtwald der niedersächsischen Metropole.

Im Ruhestand holte er zunächst nach, was im Laufe der Dienstzeit zu kurz gekommen war: das Reisen. 1911 brach er mit seiner Frau nach Italien auf, wo er mehrere Monate in Rom, Florenz und Neapel weilte.<sup>103</sup> Tiefere Spuren hinterließ dieser Besuch allerdings nicht, da Hindenburg zu nüchtern war und zu wenig aufgeschlossen für die klassische Bildung, als daß er sich von den Stätten der Antike und Renaissance wirklich hätte inspirieren lassen. Es blieb der einzige Auslandsaufenthalt in seinem Leben, da man die kriegsbedingte Berührung mit den Weiten Litauens 1915/16 schwerlich als Auslandserfahrung anführen kann. Auch als Reichspräsident blieb Hindenburg den deutschen Landen treu: Kein einziger Staatsbesuch im Ausland ist in seiner neunjährigen Amtszeit als Staatsoberhaupt des Deutschen Reiches zu verzeichnen.

Hindenburg führte in Hannover ein zurückgezogenes Leben im Kreise seiner Familie. Im November 1912 verließ das jüngste Kind, Annemarie, das Haus, nachdem sie den Rittmeister Christian von Pentz geheiratet hatte, der in Lüneburg stationiert war. Der einzige Sohn Oskar trat beruflich in die Fußstapfen des Vaters und war als Leutnant beim väterlichen Garderegiment in Berlin zu finden. Hindenburg war nun in der Lage, häufiger als zuvor die beiden Töchter in Lüneburg und Groß-Justin bei Kolberg zu besuchen und bei dieser Gelegenheit das Heranwachsen der mittlerweile drei Enkel zu verfolgen, die ihm seine beiden Töchter geschenkt hatten. Ansonsten verließ er Hannover selten. Viel Zeit widmete er dem

intensiven Studium historischer Werke, und er verfolgte als eifriger Zeitungsleser mit wachen Augen das Weltgeschehen. Die Balkankriege 1912/13 stießen auf sein reges Interesse und verleiteten ihn zu militärwissenschaftlicher Fachsimpelei über das Für und Wider bestimmter Aktionen der türkischen Truppen.<sup>104</sup> Auch im zumeist brieflichen Verkehr mit alten militärischen Weggefährten sprach Hindenburg häufig das aktuelle militärische und politische Geschehen an; mit seinem durchaus dezidierten Urteil ging er aber nicht an die Öffentlichkeit. Aus der Ferne kommentierte er auch den Zustand der Armee – wohl wissend, daß sein Rat nicht mehr gefragt war: »Ich spreche da von Dingen, die mich nichts mehr angehen.«<sup>105</sup>

Zunehmend legte sich ein Hauch von Bitterkeit über seinen Lebensabend. Er erfreute sich zwar am Wohlergehen seiner Kinder und Enkel, doch er empfand immer stärker den Stachel, daß ausgerechnet er zum Müßiggang verurteilt war,<sup>106</sup> während gleichaltrige Generale weiterhin ihre Dienste entbieten durften. Jeden Samstag wurde er in seinem Herrenklub, der die Spitzen aus Verwaltung und Militär Hannovers zu geselligem Austausch versammelte, aufs neue mit diesem Umstand konfrontiert. Dennoch suchte Hindenburg diese Form der Geselligkeit, da er im Klub auf die in Hannover lebenden hochrangigen Generalskollegen traf.<sup>107</sup> Zwei von ihnen hatten ebenfalls viele Jahre an der Spitze eines Armeekorps gestanden, doch im Unterschied zu Hindenburg danach noch weitere Verwendung als Armeeeinspekteur gefunden. Der fünf Jahre ältere Max von Bock und Polach hatte auf diese Weise die 3. Armeeeinspektion in Hannover erhalten und es wie von der Goltz in dieser Zeit zu Feldmarschallswürden gebracht. Sein Nachfolger als Armeeeinspekteur wurde im Oktober 1912 Generaloberst Karl von Bülow, der nur ein Jahr älter war als Hindenburg. Unter diesen Umständen konnte die Wunde, die der Abschied ohne Weiterverwendung aufgerissen hatte, nicht heilen. Der nicht gerade vor Vitalität strotzende Bülow aktivierte dann seine Funktion als Armeeführer in spe mit dem Ausbruch des Weltkriegs und übernahm den Oberbefehl über die nach Frankreich einrückende 2. deutsche Armee.<sup>108</sup> Geradezu einen Stich ins Herz mußte es Hindenburg versetzen, daß auch ein Untergebener aus Magdeburger Zeiten rangmäßig an ihm vorbeigezogen war: General Maximilian von Prittwitz und Gaffron hatte als Divisionskommandeur noch unter dem Kommandierenden General Hindenburg gedient, dann aber selbst ein Armeekorps übernommen. Im Sommer 1913 war er sogar zum Generalinspekteur der 1. Armeeeinspektion in Danzig aufgestiegen, was kurze Zeit später die Beförderung zum Generaloberst nach sich zog. Als im August 1914 der Weltkrieg ausbrach, mußte Hindenburg hinnehmen, daß ausgerechnet der nur ein Jahr jüngere Prittwitz in seiner Eigenschaft als

---

Armeeführer die deutschen Operationen gegen Rußland im Osten leitete, während er selbst geradezu flehend um eine angemessene Verwendung nachsuchte.

Es liegt eine gewisse Ironie darin, daß letztlich das Zurückweichen des Generals von Prittwitz vor zwei nach Westen vordringenden russischen Armeen dafür sorgte, daß Hindenburg aus dem Pensionärsdasein im beschaulichen Hannover ins Rampenlicht der Geschichte trat. Hindenburg war 66 Jahre alt, als sein eigentlicher Aufstieg begann.



*Hindenburg (links), Generalmajor Erich Ludendorff (dritter von links) und Oberstleutnant Max Hoffmann (rechts) während der Schlacht von Tannenberg, 1914*

## KAPITEL 2

# Märchenhafter Aufstieg eines Pensionärs

Wäre nicht im August 1914 der Erste Weltkrieg ausgebrochen, hätte die Geschichte wohl keinerlei Notiz von Hindenburg genommen. Aber auch der Kriegsfall allein bürgte nicht dafür, daß ein verabschiedeter Kommandierender General, der nicht auf der Liste der im Mobilisierungsfall zu reaktivierenden Generale stand, eine militärische Verwendung fand, die ihm den Weg zum Ruhm eröffnete. Für den Wiedereinstieg bedurfte es außergewöhnlicher Umstände, die herbeizuführen nicht in Hindenburgs Hand lag. Noch ungewöhnlichere Umstände mußten eintreten, wenn dieses unverhoffte Glück ihm zur militärischen Unsterblichkeit verhelfen sollte.

Hindenburg war bis weit in den August 1914 hinein in Hannover zur Untätigkeit verdammt. Seinen Mißmut darüber verhehlte er auch in der Öffentlichkeit nicht. So erklärte er einem Hannoveraner Geschäftsinhaber, daß er sich unausgelastet fühle und die Einkäufe entgegen der Gepflogenheit daher selbst nach Hause tragen wolle. »Habe sonst gar nichts zu tun. Sie brauchen mich ja nicht.«<sup>1</sup> Es wurde nicht einmal erwogen, Hindenburg zunächst als Führer eines Reservekorps oder eines Stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat zu »parken«, um ihn dann bei Freiwerden einer Armeeführerstelle an die Front zu schicken.<sup>2</sup> Dieses Schicksal schmerzte Hindenburg um so mehr, als er selbst keineswegs die Hände in den Schoß gelegt hatte, sondern mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln auf eine ihm rangmäßig zustehende Verwendung gedrängt hatte. Die Julikrise 1914 hatte ihn in seinem sommerlichen Domizil im hinterpommerschen Groß-Justin bei Kammin überrascht, wo seine jüngere Tochter mit ihrer Familie lebte. Hindenburg haderte mit der Tatsache, daß er ausgerechnet in dieser Situation ohne Anspruch auf eine Kommandostellung dastand.<sup>3</sup> Daher fand er sich am 1. August 1914 auf der Rückreise nach Hannover bei einem Zwischenstopp in Berlin<sup>4</sup> im Kriegsministerium ein, wo er um seine Verwendung nachsuchen wollte. Als ehemaliger Kommandierender General drang er zwar bis zum obersten Soldaten, dem Chef des Generalstabs des Feldheeres Generaloberst Helmuth von Moltke, vor,